

Nun kommt er also wieder. Zwischen dem 4. April und 3. Mai treten Bob Dylan und Band in acht deutschen Städten auf. Er singt und hat es mit einem kleinen Piano zu tun, dessen Klang dem von Mobiltelefonen nicht unähnlich ist. Die Band, das sind vier professionelle und unspektakuläre ältere Herren, die wissen, dass jeder auf dieser Welt ersetzbar ist. Dylankonzerte beginnen inzwischen so pünktlich wie die Tagesschau, dauern ihre zwei Stunden, sind fast immer fast ganz ausverkauft und bringen ein lässiges Publikum aus drei Generationen zusammen. Viele neue Fans gewann Dylan mit seinem letztem Album, dem 44-sten, „Modern Times“, dass ihn 30 Jahre nach dem Erfolg von „Desire“ wieder an die Chart-Spitze brachte. Ein sehr schöner Song darauf ist der „Workingman Blues“. Da assoziiert man natürlich gleich John Lennons „Working Class Hero“ und sogleich freut sich etwas in einem, dass Dylan, der gute alte, ewig junge Dylan sich wieder für die Werktätigen stark macht. War er nicht schon immer der Barde des Proletariats, die Stimme des Friedens, der Freiheit, der Frauen, Farbigen und des Fortschritts? Speziell in Deutschland ist das Dylanbild über jeden Dylan erhaben. Seine Balladen waren und sind der Soundtrack zum Ohnesorg-Juni, zu Brandts Kanzlercoup, zu Schleyers Entführung, zum Startbahn-West-Zoff, zum vermasselten Abitur, zur Acid-Defloration. Und dann lieferte die Musik ja auch noch den Soundtrack für seine eigenen Konzerte.

Ende Juni 1978 erschien Bob Dylan den Deutschen zum ersten Male. Die Berliner bewarfen ihn gleich einmal mit Eiern und Tomaten. Ein paar linke Intellektuelle druckten im „Tip“ eine fingierte Todesanzeige ab, in der sie das künstlerische Ende ihres Idols beklagten. Grund: der vermeintliche Protestsänger ließ sich stimmlich von drei pechschwarzen Background-Sängerinnen begleiten, verhunste seine Polit-Klassiker zu Raggae-Chansons und präsentierte sich alles in allem wie die US-Variante des Südfunk-Tanzorchester. Im Vorfeld der Dylan-Tour fragte der Dichterkollege Martin Walser die deutsche Öffentlichkeit, was an diesem „herumzigeunernden Israeliten“ so besonders wäre.

# BOB DYLAN

## UNSER AMERIKANISCHER FAUST

von Wolf Reiser

Ganz bewusst hatte sich Dylan entschieden zwei Tage danach auf dem Nürnberger Zeppelinfeld aufzutreten. Auf diesem einschüchternd-überwältigenden Gelände zelebrierte Hitler seine irrsen Aufmärsche. „Heavy deal, very heavy deal“, meinte Stargast Eric Clapton während der Vorbesichtigung. Veranstalter Fritz Rau wollte die riesige Tribüne mit schwarzen Tüchern abhängen und diese mit großen, weißen Lettern versehen, die ein „The Times they are a-changing“ ergäben hätten. Dylan war das zu plakativ. Er verzichtete stattdessen auf jedes Bühnenoutfit, jede Show, jede Effekthascherei. Während die über 100 000 Zuschauer mit dem Rücken zum Nazitempel standen, hatte ihn Dylan mehr als drei Stunden lang vor Augen. Er spielte 30 Lieder, darunter das „Masters of War.“ Obwohl alles relativ ruhig ablief, ging ihm dieser Abend noch lange durch den Kopf. „Da war eine Menge Gewalt spürbar, aber am Ende machte es uns viel Spaß auf diesem Platz zu singen.“

Dylan trifft bei den Deutschen einen ganz besonderen Nerv. Er weiß natürlich, wie brutal damals die nationale Seele erstickt wurde und dass es nach Hitler kein echtes Volkslied mehr geben kann. Irgendwo verschüttet gibt es Walter von der Vogelweide, Schubert, des Knaben Wunderhorn, die Winterreise. Frisch verschüttet sind die jüdischen Couplet-Komponisten und Variete-Größen, übertönt von preußischer Marschmusik und etwas Wagner. Dylan ist sich der paradoxen Tatsache bewusst, dass er selbst, Siegermächtsänger wie Elvis oder Sinatra den Deutschen wieder den Gesang zurückbrachte. „Blowing in

the Wind“ und „Times are changing“ wurden rasch die neuen deutschen Volkslieder. Und kaum hatte man die Texte gelernt und sich die Melodien eingebleut, stiehlt sich dieser Dylan davon, erfindet sich und seine Songs neu, verrät die Heimat, kaum dass er ins Städtle gekommen war.

Auch als er im Jahre 1987 in Ost-Berlin vor über 100 000 bedürftigen DDR-Fans auftrat, die nun alle auf einen flammenden Anti-Honnecker-Appell warteten, kam kein Wort diesbezüglich über seine Lippen; kein Glasnost, kein Sonderzug nach Pankow. Reichlich lustlos schrammte er 14 Songs daher und verzog sich in seine Westberliner Hotel-Suite. „Don't follow leaders“, hatte er 1964 gesungen. Doch weder Ost noch West wollten die Botschaft zur Kenntnis nehmen.

\*\*\*

Sein Städtle war das Eisenerzkaff Duluth in Minnesota. Dort wurde er am 24. Mai 1941 als Robert Allen Zimmermann geboren. Vater Abraham ist Elektrowarenhändler, Mutter Betty Hausfrau. Bleischwer, öde und höhepunktsarm verlaufen Kindheit und Jugend. Mit zehn Jahren bringt er sich das Gitarre- und Klavierspiel bei.

Er hörte tage- und nächtelang lokale Radiosender, Hank Williams etwa, irische Folklore, ein bisschen Country und Little Richard. Er stellte erste High-School-Combos zusammen, lernte die Schön- und Grausamkeiten der ersten Lieben kennen und fand Haltung wie Richtung bei den Helden der sonntäglichen Kinonachmittage: Chaplin, Dean und Brando. Im Jahre 1961 trampfte der Abiturient dann Richtung New York. In

der 2005 erschienenen Film-Dokumentation „No Direction Home“ von Martin Scorsese blickt Dylan auf jene Jahre zurück: „Ich hatte keine Ziele und keine Ambitionen. Ich machte mich auf, den Ort zu finden, den ich verlassen hatte. Ich wusste nicht, wo er war, aber ich war auf dem Weg dorthin.“

Romantischer Mythos – Highway, Straße, Schienen. Parallelen zu Paulus, Homer, Herodot, Hölderlin, Rimbaud, Eichendorff, Dante, Shakespeare ergeben sich. Es riecht nach Staub, Tankstellen, Güterzügen, Sternenhimmel, Dauerregen, Saloons, Wüste, Bibel, Schießereien, Billard, Pokerrunden, schwerer Schnaps und leichte Mädchen, streikende Minenarbeiter, korrupte Sheriffs. All diese Bilder und Motive tauchen wenig später in seinen Songs auf. Den arrivierten Folkgrößen aus dem „Gaslight“ und „Gerde’s“ tischt er abenteuerliche Stories auf und stilisiert sich als Waisenkind, Halbindianer, Landstreicher, Hobo, Tramp, Loner, Loser, Man of constant sorrow. Der geheimnisvolle Babyface-Pilger zieht seinen Stiefel durch, nimmt, was er kriegen kann, plündert Verse, klaut Platten und saugt alles in sich auf, was in seine Reichweite gerät.

Ein erklärtes Ziel war eine Karriere auf der elitären Militär-Akademie von Westpoint. Soviel zum Thema pazifistischer Überzeugungstäter. Dort ist man aber nicht gerade scharf auf kleinwüchsige, halbblinde Judenbengel. Diesen Frust bekämpft Zimmermann mit der Lektüre der Kriegsästheten Montesquieu, Thudikydes, Clausewitz. Er entdeckt Voltaire und wird auf Rousseau, Locke, Luther aufmerksam. Zum Ausgleich verschlingt er Rimbaud, Brecht, Ginsberg, Eliot, Pound, Whitman, Miller. Für zwei Dollar Gage am Abend nölt er sich durch die nächtlichen Live-Schuppen. Zügig nimmt er vom Nachaffen bekannter Folkweisen Abstand und verärgert die „We shall overcome“-Szene mit giftig-zynischen Balladen, flankiert von seiner markerschütternden Mundharmonika. Schnell wird aus Zimmermann Dylan, Bob Dylan. Das klingt walisisch und riecht nach Whisky, Guinness, Skandal, Rausch und Poesie. Fast zwangsläufig wird er von den Underground-Headhuntern entdeckt, macht seine erste Platte, ohne Erfolg, dann seine zweite, mit Erfolg und findet sich plötzlich wieder in einem Strom

unbändiger Kreativität. Jahrzehnte später sagt er dazu: „Ich weiß nicht, wie ich zu diesen Liedern kam, ich habe nicht die geringste Ahnung. Sie entstanden auf magische Art und Weise. Als ob sie schon da gewesen wären...“

Sein „Blowing in the wind“ wurde 1963 kurz nach Erscheinen überall auf der Welt gecovered; vorzugsweise von friedensbewegten Sängerinnen mit anklagendem Tremolo in der Stimme. Mit diesem Lied schaffte Dylan seinen Durchbruch. Obwohl er darin keinerlei Antworten auf seine klugen Fragen gibt, hievte ihn der Song an die Spitze der Bürgerrechtsbewegung und machte ihn zum, wie er sagt „kryptokommunistischen Obermufti der Gegenkultur“. Der Vietnamkrieg tobte, John F. Kennedy wurde ermordet, die Cubakrise und der Kalte Krieg trieben die Welt an den Abgrund und Dylan wurde der verwaiste Spitzenplatz eines neuen Messias zugewiesen. Im Garten seines Village-Hauses campierten jetzt Horden wildfremder Freaks, zupften auf ihren Wandergitarren herum und trällerten „This land is my land.“

Im ersten Band seiner 2005 erschienen „Chronicles“ – unter den Hunderten von Dylan-Biographien die einzig autorisierte, weil selbst-verfasste – drückt Dylan sein Erstaunen aus „dass ich zum Oberpopanz der Rebellion ernannt worden war, zum Hohepriester des Protests, zum Zaren der Andersdenkenden, zum Herzog der Befehlsverweigerung, zum Chef der Schnorrer, zum Kaiser der Ketzer, zum Erzbischof der Anarchie, zum großen Zampano. Ich hatte sehr wenig mit der Generation gemein, deren Stimme ich sein sollte und ich wusste auch nichts über diese Generation. Ich hatte nie die Absicht gehabt, anderer Leute Meinung ins Mikro zu schreiben. Ich war eher ein Kuhhirte als ein Rattenfänger.“

Er hatte selbst im apolitisch-hedonistischen Amerika keine Chance, diesem Image zu entkommen; da halfen weder Liebeslieder wie „Lay Lady lay“ und der Griff zur E-Gitarre noch psychedelische Nonsense-Songs. Dabei war und ist Dylan ja vor allem ein Mann der Straße, ein fahrender Sänger, ein Edelvagabund und ein ehrgeiziger Ehrgeizverweigerer.

Die 1965 produzierte UK-Tour-Dokumentation „Don’t look Back“ zeigt Dylan unberechenbar, blitzgeschneidert, empfindlich, rücksichtslos und unendlich einsam inmitten seiner täglich anwachsenden Entourage. Es bereitet dem Betrachter nur bedingt Freude, wenn er da vor laufender Kamera seinen Kollegen Donovan verhöhnt. Witziger sind seine Journalistengespräche. So wird er auf einer Pressekonferenz gefragt, was er denn nun mit all dem vielen Geld mache und er antwortet: „Ich nähe 75 Millionen Dollar in meinen ältesten Anzug, wandere aus und kaufe Australien.“

Mit der schönsingenden Gutfrau Joan Baez, die ihn aus den Pubs holte und auf die große Bühne stellte, hatte er eine leidenschaftliche Liebesbeziehung. Als Dylan während dieser Zeit seine spätere Ehefrau, das Ex-Playboy-Model Sara Louwnds kennenlernt, räumte er die lästig gewordene Baez ziemlich rüde zur Seite. Das Ganze besang er dann in dem genialen Doppelalbum „Blonde on blonde“ recht genüsslich – mit sich als Herzensbrecher in der Hauptrolle. Rundum von und mit sich berauscht, baute er dann den bekanntesten Motorradunfall der Rockgeschichte. Danach zog er sich für ein paar Jahre zurück. Er mimt den biblischen Stammesvater, zeugte vier Kinder, lebte kerngesund, führte ziemlich hässliche Hunde aus, jodelte glockenhell-fröhliche Countrysongs und provozierte seine „linke“ Gefolgschaft mit einer gepflegten Männerfreundschaft zum „rechten“ Country-Western-Macho Johnny Cash. Seine Fans reagierten auf das Nashville-Idyll mit Spott und feierten ihn als neuen Dean Martin.

Dylan drehte 1973 als Schauspieler mit Regisseur Sam Peckinpah den Western „Pat Garrett jagt Billy the Kid“ und schrieb dafür auch den Film-Soundtrack, darunter das legendäre „Knocking on heaven’s Door“. In der Ehe knockte es auch heftig und die Lieder des Scheiterns finden sich auf seiner vielleicht besten Platte „Blood on the tracks“. Sie drehen sich um den Krieg zwischen Mann und Frau, sind getragen von einer Zärtlichkeit und Brutalität, Hingabe und Intimität, die einem heute noch das Blut in den Adern gefrieren lässt. Es gibt kaum ein Werk der modernen Musikgeschichte, in dem es vergleichbar

bedrückend, trostlos, verzweifelt und herzerreißend zugeht.

Nach der Scheidung 1977 machte Dylan in privater Hinsicht dicht. Zu viele unwürdige, hässliche wie imageschädigende Details drangen nach außen; Prügeleien, Suff, Nebenfrauen, Vermögensaspekte. Ob beste Freunde, Bandmitglieder, Veranstalter, Boxtrainer oder Koch – im Dylanclan herrscht bis heute die perfekte Omerta.

Im Jahre 1976 scharte Dylan nahezu alle reisefähigen amerikanischen Kulturschaffenden um sich, darunter Sam Shepard, Allen Ginsberg, Joan Baez, Joni Mitchell, Gordon Lightfoot, knapp 120 Wahnsinnige und tourte unter dem halbindianischen Logo „Rolling Thunder“ monatelang quer durch Amerika. Es war dies ein modernes Mittelalter, purer Shakespeare, der ultimative Rock-Roll-Zirkus mit einiger Tendenz zum finalen Kollaps.

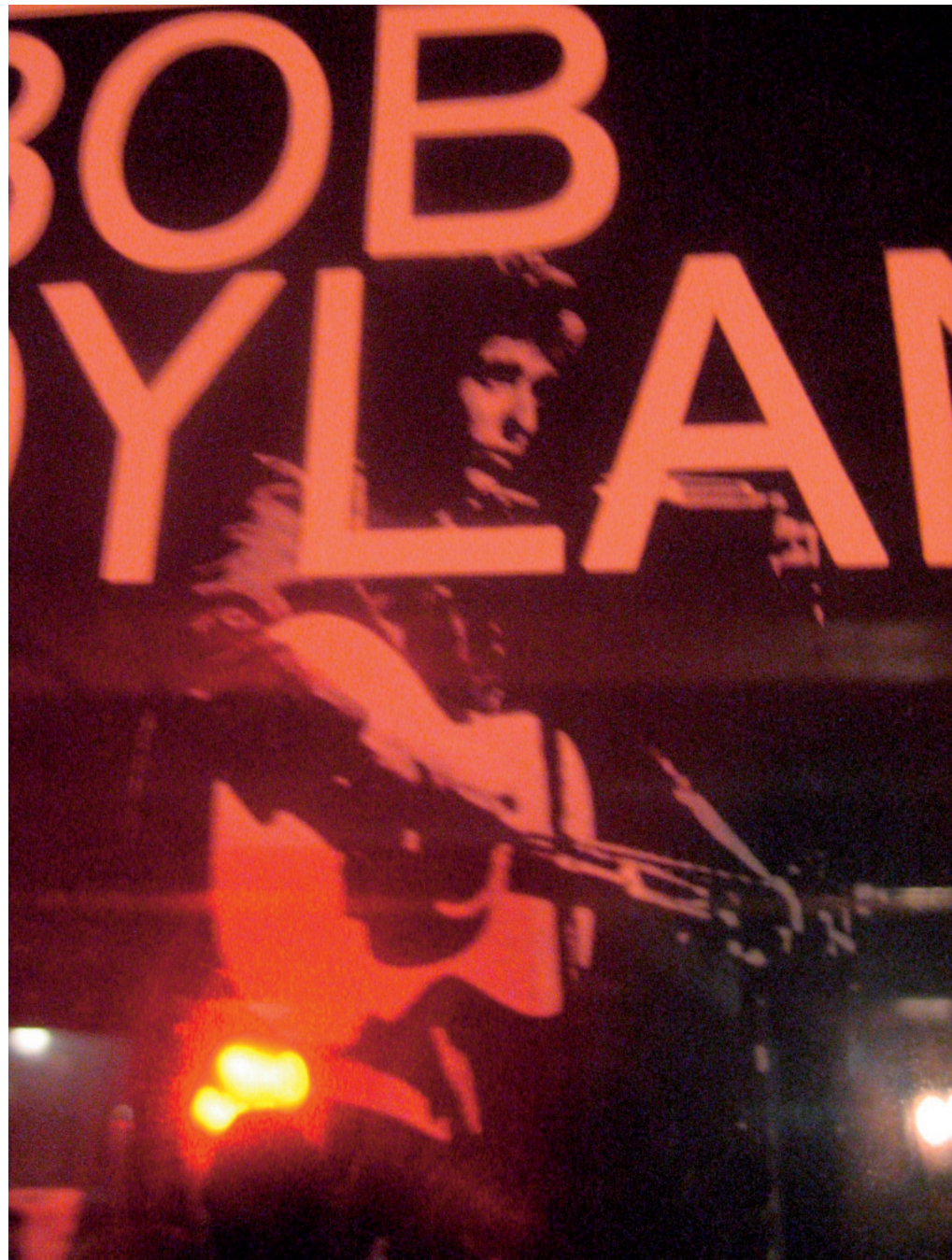
Während eines Konzerts in San Diego im Herbst 1978 warf jemand ein silbernes Kreuz auf die Bühne. Entgegen aller üblichen Gewohnheiten hob Dylan es auf und steckte es in die Hosentasche. Drei Tage später erfuhr er in einem Hotelzimmer in Tuscon/Arizona eine religiöse Heimsuchung: „Jesus klopfte mir auf die Schulter und sagte, Bob, warum sperrst Du Dich denn so? Wieso lehnt Du mich ab. Ich sagte, ich lehne Dich nicht ab. Die Stimme fragte: wirst Du mir folgen? Ich antwortete na ja, ich habe mir darüber noch keine Gedanken gemacht.“

Dylan dachte nach und trat wenig später der „New Born Christians“-Sekte in West Los Angeles bei. Von nun an folterte er die Fans mit religiösen Platten und die Konzertbesucher mit missionarischen Predigten über das nahe Ende und andere vage Gewissheiten. So uferlos überladen seine Lyrics in jener Zeit missrieten, so ungewohnt melodisch kam er nun mit seinem Gospel-Backgroundchor daher. Langweilig wurde es einem nie. Fast überall, wo der konvertierte Goj aufkreuzte in seinen Jesus-Jahren wollte ihn das Publikum – wie eingangs erwähnt in Berlin – umgehend zum Teufel schicken. Die Abende waren oft gespickt mit gegenseitigen Hasstiraden. Doch er überlebte auch diese Phase – „with God on his side.“

Ob Dylan seiner Zeit voraus ist oder ihr hinterher läuft, ist schwer zu sagen. Tatsache ist, dass er ihr nicht entspricht, sie nicht bedient, sie ignoriert. Immerhin hat er so 45 Jahre Showbusiness unbeschadet überstanden. Als alle Welt nach Potestliedern schrie, spielte er Love&Hate-Songs. Als man nach Folk gierte, spielte er knallharten Rock' Roll. Als der Punk abging kümmerte er sich um Raggaeversionen seiner Klassiker. Als der New Wave die hohlen Achtziger untermalte, beschäftigte er sich mit Gott und Gospel. Die Musikwelt erlebte Brit-Pop und Grundge; Dylan

warf zwei akustische Garagen-Blues-Scheiben ins Rennen. Und als am 11.9. 2001 die Türme zerbarsten, servierte er am selben Tag eine undurchschaubare Gatsby-Swingplatte mit dem Titel „Love and Theft“.

Zu Bush I und zu Bush II hat Dylan I bis heute kein öffentliches Wort verloren. Er hat vermutlich zum Thema Kriegstreiberei und Heuchelei alles gesagt in seiner ersten Schaffensphase. Wer sagt aber überhaupt, wo Dylan politisch steht? Da machten bereits um 1969 Gerüchte die Runde, dass Dylan viele Millionen in Rüstungsaktien angelegt



habe. Nur: was aber hieße das genau? So wenig wie er also politisch fassbar ist, so rar beteiligte er sich an all diesen Benefiz- und Charity-Events. Und tut er es, wie beim Live-Aid-Konzert für Afrika, dann macht er sich da plötzlich und nicht ganz nüchtern für verarmte US-Maisbauern stark. Auch Preisverleihungen misslangen ihm oft. Unvergesslich ist sein chaplinesker Sketch bei der 33. Grammy-Verleihung im Februar 1990. Nachdem ihm sein Freund Jack Nicholson eine hinreißende Laudatio widmete, kämpfte Dylan hypernervös mit seinem Hut, schwankte leicht, blinzelte wirr, schnitt debile Grimassen, zerrte an seiner Nase, bleckte die Zähne, fummelte am Hosenlatz herum und floh dann in so eine Art Oscar-Parodie: „...Thank you. Well. Äh. All right. Yeah. Well, my daddy, he didn't leave me too much, you know, he's a very simple man. He did say, son he said....dann folgte eine endlose Pause ...he said so many things, you know.“ Ein irritiertes Publikum flüchtete sich in Ovationen.

Immer wieder machten Alkohol- und Drogengerüchte die Runde. Gestützt wurden sie durch gelegentlich grauenvolle Auftritte. Nur muss man sich dabei vor Augen halten, dass Dylan seit 1988 unentwegt auftritt; mit etwa 120 Gastspielen pro Jahr auf allen Kontinenten. Diese härteste Dienstreise der modernen Kulturgeschichte läuft unter der wenig Bescheidenheit verratenden Bezeichnung „The neverending Tour“. Diese schließt dann wieder den Bogen zu Homer und Herodot. Jeden Abend pünktlich um 20 Uhr taucht da also dieser sonderbare Wanderer auf einer Bühne auf – in Aschaffenburg, Tokio, Ischgl, Cagliari, Cardiff, Faro, Carmel. Dass man da mal schlechte Laune bekommt und etwas lustlos wird zwischen Flughafen, Hotels, Bars, Bühnen, Bus, Lokalen und dusteren Hallen drängt sich auf.

Viel mehr aber drängt sich die Frage auf, warum sich der – wahrscheinlich vermögense Musiker aller Zeiten – dieses komfortarme Tingeln antut. Zumal ja auch sein Minenspiel nicht zwingend pure Verzückung ausdrückt. Anzunehmen ist, dass es ihm einfach mehr Spaß und Freude bereitet als Golf zu spielen; was kein Wunder ist bei einem Handicap 17.

Da bei ihm aber auch stets der Draht zum Himmel glühte, könnte die Fron auch zurückgehen auf ein Ereignis am 5. Oktober 1987. In Locarno stand der Nebel und es regnete in Strömen. Dylan hatte die Kapuze über den Kopf gezogen und schlenderte über den mit täglichen Marktplatz. Und dann war da wieder einmal diese Stimme, die viel mehr ist als nur ein Gedanke, sondern eben eine physische, konkret spürbare Stimme und die sagte offenbar: „Du bist dazu bestimmt, standzuhalten. Du musst jeden Abend singen. Du musst jeden Abend Deine Lieder singen. Und warte nicht länger darauf, ob Gott dich erlöst oder nicht.“

Dass Dylans Stimme unter dieser göttlichen Belastung leidet, kann ihm nur recht sein. Sie ist nun mal sein Kapital und wurde von der „Times“ unlängst beschrieben: „Sie klingt, als käme sie über die Mauern eines Tuberkulose-Sanatoriums.“

Nach all den Ups and Downs, nach dramatischen Einbrüchen, Ehrungen, Triumphen, Krisen, Anbetungs- und Verachtungswogen liegt Amerika heute seinem radikalsten Außenseiter zu Füßen. Da mag er noch so defätistisch wüten, mit seiner „Everything is broken“-Melancholie kokettieren und Sätze fallen lassen: „Wenn Du denkst, du hast alles verloren, merkst du, dass du immer noch ein bisschen mehr verlieren kannst.“ Es ist eine der größten Paradoxien, dass Dylan und das unvergleichliche Loser-Panoptikum seiner gut 650 Songs einen derart grandiosen Erfolg hat. Es ist die Erfolgsgeschichte der Würde, des Individualismus, der Rebellion und der Authentizität.

Die Konzerte sind wiegesagt seit Jahren fast immer fast ganz ausverkauft, seine „Chronicles“ wurden gleich mal mit 250 000 Erstauflage ins Rennen geschickt, die Scorsese-DVD war monatelang in den Bestselling-Charts und seine kryptisch-widersprüchlichen Interviews sind gefragter denn je. Für die New York Times war er ja bereits 1965 „die markanteste Persönlichkeit unserer Zeit nach John F. Kennedy. Newsweek meint, dass „Dylan für die Popmusik das Gleiche ist wie Einstein für die Physik.“ Da darf Bruce Springsteen nicht fehlen: „Bob hat unseren Geist befreit, so wie Elvis unsere Körper befreit hat.“

Ein Beispiel für zeitgemäße Körperbefreiung gab er 2003 in Venedig, umgeben von einer Handvoll Top-Models, als er sein Lied „Love Sick“ einem Werbespot der Dessous-Linie „Victorias Secrets“ verpasste. Danach gab es wieder Rabatz im Internet. Judas, Verräter, Geldgier, moralischer Ausverkauf – die üblichen Tiraden eben. „Ich weiß mittlerweile, dass ich ihn nie verstehen werde,“ resumiert Joan Baez ihre lebenslange Freundschaft.

Der mittlerweile 66-jährige Grantler moderiert seit Mai letzten Jahres allwöchentlich eine einstündige Theme-Time-Radio-Sendung, herrlich nostalgisch und dabei gnadenlos modern. Dabei greift er ozeantief in das Reich seiner Lieblingslieder und garniert mit ihnen das jeweilige Stundenmotto: ob Mutter, Kaffee, Trinken, Baseball. Zwischen den Songs bietet er mit einer herrlich tuberkulösen Giggolostimme Zoten feil, wühlt sich auf kabarettistischen Höchsthiveau durch den E-Mail-Kummerkasten oder belässt es bei grobem Unfug: „Leute, wenn es heute zu heiß ist, tröstet euch, wenigstens müsst ihr keinen Schnee schippen.“

Nun also kommt er wieder nach Deutschland. Der Auftakt: am 4. April, in Hamburg, Punkt 20 Uhr.